

„Johann, wir holen dich hier raus“

Der Wiesbadener Neurochirurg Dr. med. Michael Petermeyer war medizinischer Leiter der Höhlenrettungsaktion in Berchtesgaden



Foto: privat

Höhlenexperte Dr. med. Michael Petermeyer in der Kolkbläser-Monsterhöhle im Steinernen Meer (Berchtesgadener Alpen)

Neugier und der leidenschaftliche Wunsch, einer Sache auf den Grund zu gehen, treiben ihn an. Schon als Kind habe er alles auseinandergeschraubt, erinnert sich der Wiesbadener Neurochirurg und Anästhesist Dr. med. Michael Petermeyer. „Ich will Dinge begreifen, und das voller Freude“, sagt der 51-Jährige, in dessen Stimme noch immer die Gefühle der vergangenen Wochen mitschwingen. Petermeyer ist einer der Ärzte, die an der Rettung des Höhlenforschers Johann Westhauser aus der Riesending-Schachthöhle in Berchtesgaden beteiligt waren. Als medizinischer Einsatzleiter koordinierte er das Rettungsteam von außen, stellte die notwendigen Medikamente für den Verunglückten zusammen und beriet sich mit den Ärzten, die in die Höhle zu Westhauser herabgestiegen waren.

Was er in dieser Zeit erlebte, habe ihn tief berührt, erzählt Petermeyer. „Jeder hat sein Bestes gegeben; es war wie ein Tsunami von Gleichklang und Verbundenheit.“ Dass dies in einem internationalen Rettungsteam mit Hunderten von ehrenamtlichen

Helfern möglich war, führt er auf das gemeinsame Ziel zurück. Alle hätten sich dazu entschlossen, persönliche Befindlichkeiten hintanzustellen und, wenn nötig, auch einmal in die zweite Reihe zurückzutreten. „Menschen ohne Auftrag und ohne Entlohnung sind zusammen gekommen und haben gesagt: ‚Johann, wir holen dich hier raus.‘ Das war eine großartige Erfahrung von urmenschlichem Zusammenhalt.“

Mit dem Hubschrauber zum Unglücksort

Überrascht hat es Petermeyer nicht, als am Dienstag nach Pfingsten, zwei Tage, nachdem Westhauser verunglückt war, das Telefon bei ihm klingelte. Er ist in der Szene als einer der wenigen ärztlichen Höhlenexperten bekannt. Auch bei dem großen Unfall vor einigen Jahren in einer Höhle bei Herborn war Petermeyer im Einsatz. „Ich konnte an dem Morgen noch fünf Patienten behandeln, um den Flug um 12:30 Uhr von Frankfurt nach Salzburg zu erreichen. Da blieb nicht viel Zeit zum Packen.“ Petermeyers Kollege Professor Dr. med. Robert Schönmayr, mit dem er in Diez ein Schmerzzentrum und in Wiesbaden eine Privatpraxis betreibt, übernahm einige OP-Termine für ihn. Die übrigen Termine mussten verschoben werden. In Salzburg wurde Petermeyer mit einem Hubschrauber abgeholt und zu dem Unglücksort gebracht.

In der Riesending-Schachthöhle war der Arzt bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht gewesen, doch die Gegend kannte er aus seiner eigenen aktiven Höhlenzeit. Als Student hatte Petermeyer sich der Aachener SAGA-Gruppe (Speleologische Arbeitsgruppe Aachen) angeschlossen, die die Kolkbläser-Monsterhöhle in den Südbastürzen des Steinernen Meeres erforscht hatte. „Neuland entdecken; das war es,

was mich reizte.“ Die Leidenschaft für die Höhlen ließ Petermeyer nach Österreich, Spanien, Frankreich und sogar nach Borneo und Java reisen. „Höhlenforscher arbeiten daran, die Höhlen größer zu machen, Verbindungen zu anderen Höhlen herzustellen und vielleicht sogar einen Ausgang zu entdecken. Im Grunde genommen ist das Forschung ohne Auftrag und genauso sinnfrei, wie einen Achttausender zu besteigen oder auf den Mond zu fliegen“, räumt der Neurochirurg ein. „Aber unglaublich schön: Man dringt in eine ganz andere Welt vor, in der es glitzert und plätschert.“

Am Unglücksort angekommen, begann Petermeyer umgehend mit dem Aufbau der Strukturen: „Aus den Informationen über den Unfallhergang und die Symptome des Unfallopfers konnte ich puzzleartig das Szenario zusammenfügen und die Versorgungskette aufbauen.“ Westhauser litt unter einem Schädel-Hirn-Trauma mit schweren Einblutungen. Doch der Einsatz des kleinen Bohrers, den Petermeyer für eine eventuell notwendige Entlastung einer Blutung aus Salzburg beschafft hatte, stellte sich als nicht erforderlich heraus. Als Petermeyer eintraf, versuchten bereits Ärzte, zu dem Verunglückten in die Höhle vorzudringen. Ein Kollege musste unterwegs aufgeben; ein österreichischer Arzt, der es zunächst auch nur bis zum dritten Biwak geschafft hatte, wurde von einem parallel abgestiegenen italienischen Team, darunter ebenfalls ein Arzt, bis zu dem Verletzten mitgenommen.

„Transport ja oder nein – das war die Schlüsselentscheidung“, sagt Petermeyer. Alle drei Kollegen seien zu der gleichen Entscheidung gelangt: Westhauser sollte transportiert werden. „Verständigt haben wir uns auf Englisch über ein sogenanntes Cave-Link-System, das von Westhauser

zuvor über weite Strecken in der Höhle installiert worden war. Damit war eine, wenn auch eingeschränkte Kommunikation per SMS möglich.“ Er habe in den sechs Tagen vor Ort gelegentlich Entscheidungen treffen müssen, die nicht unbedingt leitliniengerecht gewesen seien, so Petermeyer. In einer solchen Extremsituation müsse man sich auch ohne Leitlinien medizinisch behelfen können. Als Gratwanderung erlebte Petermeyer das Verhältnis zu den Medien, die ständig auf der Suche nach neuen Informationen über den Gesundheitszustand des Verletzten und Angaben über die medikamentöse Versorgung gewesen seien. „Für mich als behandelnden Arzt gilt die Schweigepflicht, habe ich den Journalisten gesagt. Das, was ich öffentlich verlautbarte, hatte ich mit Westhausers Angehörigen abgestimmt und bin ansonsten vage geblieben.“

Die größte Herausforderung sei gewesen, den Verletzten warm zu halten, berichtet der Neurochirurg, der auch als Notarzt arbeitet. „Da es unten in der Höhle nur drei Grad waren, hatte der Ersthelfer Westhauser 24 Stunden lang mit in seinen Schlafsack genommen, um ihn zu wärmen. Und dies, ohne zu wissen, ob Westhauser überhaupt überleben würde. Das war eine ungeheure psychische Belastung.“

Eine sozio-kulturelle Leistung

Ohnehin komme der Psyche eine ganz entscheidende Rolle zu. Wenn jemand wie dieser Ersthelfer aus der Höhle komme, trage er die ganze Verantwortung mit sich. Um wieder schlafen zu können, müsse der Betreffende seine Verantwortung wieder abgeben. Und dies könne er nur bei Leuten des Einsatzteams, die wissen wie es dort unten aussieht. „Die ganze Aktion war

daher in erster Linie eine sozio-kulturelle Leistung, nicht so sehr eine technische“, betont Petermeyer.

Auf die Frage, was er von der Rettungsaktion für sich persönlich mitgenommen habe, hat Petermeyer eine klare Antwort: „Der Alltag ist die größte Herausforderung.“ Doch dann lächelt er: „Ich bin grundsätzlich Optimist und jetzt bin ich es noch mehr als früher. Dass Johann Westhauser auf dem Weg der Besserung ist, macht mich froh. Zurückblickend hat mich die Leidenschaft, mit der sich das ganze Team für seine Rettung engagiert haben, am meisten beeindruckt. Das gilt auch für den Alltag: Freude am Job steht an erster Stelle, an zweiter die Aufrichtigkeit und an dritter Stelle das Geld. In dieser Reihenfolge. Wenn sich diese verschieben sollte, muss ich etwas ändern.“

Katja Möhrle